

Klaus Harpprecht

Immer in Bewegung, manchmal ein wenig außer Atem*Brief an Horst Ehmke zum 80. Geburtstag**Lieber Horst,*

der Geburtstag verlangt einen Brief, zumal unter Bürgern, die mit diesem eher fragwürdigen Begriff einen gewissen zivilisatorischen Anspruch verbinden, kurz, den Rest eines Gefühls für Formen: also kein Anruf, kein Telegramm (falls es das noch gibt), keine E-Mail, keine SMS, aber auch keine akademisch-festschriftliche Ehrengabe, zu der mich ohnedies nur ein Anflug von Hochstapelei verführen könnte. Ein ganz normaler Brief.

Mir käme dafür keine andere Anrede in den Sinn als Dein durch den Eintrag ins Familienregister redlich erworbener und (wie ich annehme) über einem kirchlichen Taufbecken in Danzig geistlich bestätigter Name Horst. Im SPIEGEL, in der BILD-ZEITUNG, in der BUNTEN setzten die Reporter und Redakteure gern – mit der anbietenden Pseudo-Intimität, die in jenen Kreisen üblich ist –, in Klammern den Ruf-, Spitz- oder Kosenamen hinzu, der Dir aus den Schul-, HJ- oder Soldatenjahren, vielleicht auch von der Uni anhängen mochte: »Hotte«. Ich freilich hörte niemals mit eigenen Ohren, dass Dich jemand so angeredet hätte, und ich bin sicher, dass es Willy Brandt nicht eingefallen wäre, Dir ein »Hotte, was denkst Du?« über den Tisch zuzurufen, nicht einmal in fortgeschritten-nächtlichem Zustand. Ich mochte die juvenile Kessheit nicht, die sich in der vertraulich-launigen Verhuzung anzeigte: eine aufgesetzte Forschheit, die nach Berliner Vorstadt schmeckt. Du hast die draufgängerische Männlichkeitshubelei dann und wann dem medialen Publikum und auch Dir selber vorgespielt, wenn Dich der Hafer stach (was vorkommen mochte) oder – was ich eher vermutete – um Dir die bedrängende Meute, den Ansturm der Probleme, die übermächtig-

gen Sorgen vom Halse zu halten, womöglich sogar, um eine geheime Ängstlichkeit zu verbergen. Oder um die schönen Damen zu beeindrucken, die einander beim Pudern der Nase (wie man in England sagt) zuraunen mochten: *Das ist ein Kerl!* Dazu warst Du nicht naiv genug, obwohl du eine Art knabenhafter Unschuld niemals ganz abzuschütteln schienst: Teil Deines Charmes (das wusstest Du nur zu genau). Ich freilich habe den »Hoppla, jetzt-komm-ich-Ehmke« selten erlebt. Allerdings, wir kannten uns nicht zu lange. Auch nicht zu nahe.

Der Rang unserer Aufgaben bei Willy ließ sich weiß Gott nicht vergleichen. Du trugst eine hohe, hierarchisch klar fixierte Verantwortung. Das hast Macht verwaltet (und nicht wenig davon), auch wenn sie – wie es sich in einer Demokratie gehört, erst recht in der sogenannten Kanzler-Demokratie – nur Macht aus zweiter Hand sein konnte. Du hast von ihr, soweit es anging, einen halbwegs behutsamen Gebrauch gemacht, manchmal auch einen eher demonstrativen, polternd und als öffentliches Schauspiel inszeniert, was Dir ein gewisses Vergnügen zu bereiten schien.

Meine offizielle (oder eher »offiziöse«) Zuständigkeit für die öffentlichen Äußerungen Willy Brandts im zweiten Kapitel seiner Kanzlerschaft ab '72, vor allem aber die ein wenig diffuse Beraterfunktion ließ keinen Vergleich mit Deinen Ämtern zu. Überdies hattest Du Dich aus dem Palais Schaumburg verabschiedet, als ich in mein Turmzimmer einzog. Der unfreiwillige Verzicht auf die Verwaltung und Aktivierung der Machtzentrale als Chef des Bundeskanzleramtes war eine bittere Erfahrung. Er unterwarf Deine

Freundschaft zu W.B. einer herben Prüfung, denn es gab keinen Zweifel: Helmut Schmidt, der als Doppelminister für Wirtschaft und Finanzen eine zweite Machtzentrale in der Regierung etablierte, hatte als Vorbedingung für seine Mitwirkung Deinen Kopf gefordert – den Deinen und den des Pressesprechers Conny Ahlers: Ihr hattet zu sehr die Blicke der sogenannten Öffentlichkeit auf Euch gezogen, und Helmut Schmidt sprach Euch beiden die angeblich preußischen und gelegentlich auch hanseatischen Tugenden der Bescheidenheit und Zurückhaltung ab.

Er misstraute Eurer schwirrenden Freigeisterei und Eurer Neigung zu einer kräftigen Individualisierung. Außerdem glaubte er, dass sich W.B. Eurem Einfluss zu widerstandslos ausgeliefert habe. Brandt lag in den Tagen der Regierungsbildung, nach einer nur halb geglückten Operation an den Stimmbändern, ziemlich hilflos in seinem Hospitalbett. Die Geschäfte der Regierungs- und Koalitionsbildung überließ er – was sich als ein fataler Fehler erwies – Herbert Wehner, dem Gefährten mit der verhangenen Seele und der stalinistisch versierten, oft virtuos exerzierten Beherrschung der Technik der Macht. Er sah es nicht ungerne, dass die Autorität des Kanzlers durch Deine Entfernung aus dem Palais Schaumburg beschnitten wurde: Willy Brandt, der im November 1972 seiner Partei den bedeutendsten Wahlsieg ihrer Geschichte erkämpft hatte, war – in Wehners Augen – durch seinen Triumph überflüssig geworden. Er hatte seine historische Funktion erfüllt. Je rascher man ihn los würde – umso besser. Persönliche Ranküne – die Eifersucht des roten Puritaners auf den Liebhaber des Lebens, auf den integren Sozialisten, der niemals den Heimsuchungen eines totalitären Apparates ausgeliefert war, die Verbitterung über das eigene Geschick, das es ihm verbot, jemals der erste Mann der Partei oder der Regierung zu werden – jene permanenten

Traumatisierungen des einstigen Politbüro-Mitgliedes der Exil-KPD mochten sein Verhalten zum guten Teil bestimmen: Wichtiger war ihm, was die Logik des Machterhaltes für die Partei (und ihre »Sache«) zu befehlen schien. Insofern passten Schmidts Verdikte dem »Onkel« ins Kalkül.

Du hast uns in jenen Tagen gelegentlich kleine ironische Warnungen aus Deinem Forschungsministerium herübergeschickt: Es könne nicht gut gehen, sagtest Du düster. Es ging auch nicht gut, aber das war vom Schicksal (oder wem auch immer) nicht notwendig so beschlossen; es hätte auch anders kommen können. Erst als W.B. die Provokationen des »Onkels«, die er – in Moskau ausgerechnet, der Stadt seiner tiefsten Erniedrigung und Entwürdigung während Stalins großer *Tschistka* – den Reportern wie eine Handvoll vergiftete Bonbons zugeworfen hatte, mit starrer Miene hinnahm, ohne dem Fraktionschef und Vizevorsitzenden der Partei unverzüglich den Stuhl vor die Tür zu setzen: Erst durch den Verzicht auf das Duell »Du oder ich« – aus Rücksicht auf den Zusammenhalt der Partei, vielleicht auch aus Konfliktscheu und Schwäche – wurde für die kritischen Beobachter deutlich, dass die Kanzlerglorie bald verblasen würde. Brandts Weigerung, den Kampf aufzunehmen, war in der Tat der Anfang vom Ende. Die Geschichte bediente sich schließlich eines kleinen Schurken, wie so oft, um das Finale zu inszenieren: des Winzlings Guillaume, der vor seiner Ernennung zum Parteireferenten den Berufsmerkern im Bundeskriminalamt, im Verfassungsschutz, im Bundesnachrichtendienst durch die Lappen und damit auch Deiner Aufmerksamkeit entgangen war – ein Clown bar jeder Komik, der sich zum Überzeugungstäter aufzublasen versuchte, noch nicht einmal ein Shakespeare'scher Narr, dessen sich die Ironie des lieben Gottes bediente, um das Trauerspiel zu beenden.

Deine berüchtigte Dynamik: Sie fehlte im Kanzleramt. Dein Mut, der ein Hauptmotor der Reformgesetzgebung war. Dein Witz, der Dir selber, Deinen Kollegen, Deinen Freunden zuweilen sagte, dass man sich – trotz aller Leidenschaft – nicht allzu wichtig nehmen sollte. Dein präzise analysierender Verstand, der die juristischen Einsichten nicht als Bremsklötze, sondern eher als Wegweisungen nutzte. Deine produktive Unruhe. Vielleicht sogar die Betriebsamkeit, die mit der tausendfach zitierten und inzwischen ziemlich abgewetzten Anekdote »Ganz egal wohin – ich werde überall gebraucht...« nur noch als Klischee fortlebt. Manchmal trieb Dich Deine Leidenschaft, mit der Du deine politischen Missionen zu erfüllen suchtest, in der Tat ein wenig zu ungestüm durch die Welt.

Irgendwann in den siebziger Jahren hatte sich im Haus eines New Yorker Intellektuellen von Rang, der sich als Autor und Diplomat, Wirtschaftsmanager und Chefredakteur gleichermaßen ausgezeichnet hat, das halbe Kabinett des künftigen Präsidenten Jimmy Carter versammelt, um Ehmke, noch immer ein Star der deutschen Sozialdemokratie, kennen zu lernen: Der kommende Außenminister und der Finanzminister *in spe* saßen am Tisch, dazu der Seniorpartner eines der mächtigsten Finanzunternehmen von *Wallstreet*, der unter Kennedy als eine Art Chef-Strategie der amerikanischen Weltpolitik gedient hatte, überdies der

Herausgeber eines einflussreichen Wochenblattes: Sie wollten hören, kein Zweifel, was der deutsche Gast für sich, seinen Vorsitzenden W.B. und seine Partei zu sagen hatte, und sie lächelten – wohlgezogen und gutartig wie sie allesamt waren – keine Sekunde über das Wortgeprall, das über sie hereinbrach, in einem geläu-

figen Englisch, das freilich mit den harten Brechern eines ausgeprägt ostpreußischen, ja beinahe russischen Akzentes manchmal die Schüsseln und Gläser klirren ließ.

Vielleicht hatten sie erwartet, dass der Sendbote Teutoniens auch ihnen die eine oder andere Frage stellen würde. Dazu kam es nicht. Als der Autor dieses Erinnerungsbriefes durch einen raschen Einwurf eine Schneise für das Gespräch (das nicht stattfand) zu öffnen versuchte, wurde ihm nahe gelegt, den Mund zu halten. Die amerikanischen Herren brachen denn auch alsbald auf. Du, mein lieber Horst, stelltest auf dem Weg zu Deinem Hotel mit tiefer Befriedigung fest, dies sei ein fruchtbarer Abend gewesen.

So freilich war's nur, wenn Dich der Eifer fortriss, und ich bin sicher, dass Dir keiner jener hochmögenden und distinguierten Herren das sicht- und hörbare Vergnügen an der eigenen Wirkung allzu lange nachtrug. In New York begegnete ich freilich auch einem vergleichlos welt-offenen und couragierten Ehmke: Kein anderer Minister, mit dem ich in Bonn die Ehre hatte, wäre bereit gewesen, mit mir in die New Yorker *subway* zu steigen – ohne sichtbaren Geleitschutz wohlgemerkt (und gegen die lebhaften Bedenken des Generalkonsulats) –, um mitten im Ghetto von Bedford-Stuyvesant, das selbst von der Polizei gefürchtet war, ein Sozialzentrum aufzusuchen, das den Namen von Robert Kennedy trug, von dem humansten der Brüder in seiner Amtszeit als Senator gegründet: eine vorbildliche Institution, in der den schwarzen Bürgern dieser Vorhölle der Junkies und der Drogenmafia, der Straßenkriminalität und des Alkoholismus, des Elends und der Armut, finanzielle und praktische Hilfe angeboten wurde, um ihre verkommenen Häuser durch eigene Arbeit instand zu setzen und damit den Anfang für eine Rehabilitierung, ja eine Renaissance des

Viertels zu machen; zugleich ein Kulturhaus, in dem junge Jazz- und Popgruppen musizieren konnten, mit und ohne Publikum, in dem Theater- und Tanzgruppen probten, in dem sich bescheidene Schneiderwerkstätten fanden, um begabten jungen Frauen und Männern die Chance zu geben, ihre eigene Mode zu entwerfen und zu fertigen, die hernach von den hübscheren und wohlgewachsenen Mitgliedern der Truppe der neugierigen Nachbarschaft vorgeführt wurden. Es versteht sich, dass auch Kurse für Informatik, Buchhaltung, Auto-Mechanik und andere nützliche Berufe angeboten wurden. Konsum von Hasch, Koks, Bier und Zigaretten strikt untersagt und mit Hausverbot geahndet.

Du hast dort die richtigen Fragen gestellt und aufmerksam zugehört. Die Probleme draußen in jenem verrufenen Quartier betrafen nicht Dein Ressort. Du wolltest eine Realität kennen lernen, die für gewöhnlich keiner der politischen oder akademischen Amerika-Pilger zur Kenntnis nahm. Deine Neugier hielt Dich wacher als die eher tranige Mehrheit der Bonner Abgeordneten, der Minister, der Chefbürokraten, von den Partei- und Gewerkschaftsfunktionären nicht zu reden. Du wärst – bitte kein Aufschrei der Empörung – ein guter Journalist geworden und vermutlich ein glänzender Korrespondent, nicht zu bequem, in die fremdesten Wirklichkeiten vorzudringen, um dem sogenannten Geist des Landes und den Grundmentalitäten seiner Menschen näher zu kommen. Maria, Deine Partnerin, hätte sich mit Dir durch den dichtesten Dschungel geschlagen, den der Großstädte und den der tropischen Wälder: immer in Bewegung, wie man es Dir nachgesagt hat, manchmal ein wenig außer Atem.

Man traf aber auch, wenn man Glück hatte, im Wirbel der Geschäftigkeit einen nachdenklichen Ehmke an, der sich die Zeit nahm, von seinem eindrucksvollen

Denkapparat und von seiner weitgefächerten Bildung Gebrauch zu machen. Der historische Zusammenhänge wahrnahm und nicht ohne Ehrfurcht bestaunte. Der den Gesprächspartner einlud, an seinen literarischen Entzückungen teilzunehmen. Der sich für künstlerische Entdeckungen mit geradezu kindlicher Freude enthusiastisierte. Der ein Ohr und ein Herz für junge Leute hatte und, wie man erzählte, seinen Freiburger Studenten so offen begegnete, wie er es in Amerika gelernt hatte (und wie es heute in deutschen Landen, aber auch in Frankreich leider noch immer unüblich ist). Der Menschen, denen es nicht allzu gut, vielleicht sogar dreckig ging, eine überraschend sensible Anteilnahme zuteil werden ließ. Als sich der Schreiber dieser Epistel für einige Wochen in einem Hospital nicht weit von Bonn aufhielt, fuhrst Du – ohne umständliche Anmeldung – eines melancholischen Herbstnachmittags mit dem Kanzler Willy Brandt dort draußen vor (oder war es noch der Außenminister?), um mich durch einen Krankenbesuch zu ermutigen (was durchaus gelang).

Dein Lachen konnte in der Tat heilsam sein. Du hast es Dir, auch dank der oft so infektiösen Fröhlichkeit Deiner Frau, selbst nach den Bonner Glanzjahren bewahrt, als sich zeigen musste, ob Du über eine geistige und menschliche Substanz verfügtest, die reich genug war (und ist), ein erfülltes Leben außerhalb der Politik und jenseits der akademischen Welt zu führen. Ihr beide, Maria und Du, habt die Probe glänzend bestanden. Ich bewunderte Deinen Mut, Dir über Nacht ein

neues Wirkungsfeld zu erobern: als Autor von Kriminal-Romanen, die von Kennern des Genres durchaus geschätzt werden. Vielleicht war der Entschluss, in Bonn auszuharren und Dich dem widerstandslosen, ja oft kopflosen *run* auf Berlin zu entziehen, einer der großen Leistungen Deines Lebens. Du hast demonstriert, dass Du keine Präsenz in den Talkshows der formidablen Damen der Television brauchst, keine Auftritte in einem der tausend Foren zu den sogenannten Fragen der Zeit, kein Partygetümmel zwischen Wilmersdorf und Prenzlauer Berg, in dem man »gesehen« werden möchte, keine Wichtigtuerei der Trippelgreise, die mit ihrem Drang, noch immer dabei zu sein, nur demonstrieren, dass sie die *has beens* sind, die sich gelegentlich durch öffentliche Elogien bestätigen lassen, dass sie zum »Urgestein« zählen – eine Formel, die Wehner einst für Konrad Adenauer erfand – doch in Wahrheit eher bröselnden Kalk produzieren. Das alles brauchst Du nicht, um Dir und den anderen nachzuweisen, wer Du bist. Diese Resistenz verdient Respekt. Und sie sichert Dir die zuverlässige Sympathie, die dieser (nicht unkritische) Freundesbrief bekunden soll – für mich und natürlich zugleich für Renate Harpprecht, deren Bewunderung Du – wer könnte daran zweifeln? – schon vor vielen Jahrzehnten bei Eurer ersten Begegnung in Washington erobert hast.

Bleibe gesund – und der, der Du bist. Und umarme Maria.

Dein Klaus Harpprecht.